



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das heutige Feuilleton. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das heutige Feuilleton.

2.

Was euch die heilige Pressfreiheit  
Für Frommen, Vorteil und Früchte deut?  
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:  
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.



ir haben bisher von Formen und Zielen des Feuilletons gesprochen, ohne seinen Inhalt zu berücksichtigen; ein Verfahren, das bei jedem andern Gegenstande unmöglich gewesen wäre. Hier rechtfertigt es sich durch die augenfällige Zurückstellung des Stoffes hinter die Form. Dem Inhalte nach scharf gesonderte Arten zu unterscheiden, fällt etwas schwer in einer Gattung, die von der Aufhebung aller Grenzscheiden lebt. Doch werden sich in folgende fünf Hauptklassen im allgemeinen alle einzelnen Feuilletons unterbringen lassen; wobei natürlich jedem einzelnen Feuilletonisten die Freiheit unbenommen bleibt, mehrere oder gar alle Arten mit einander zu vereinigen.

Reisebriefe und geographisch-ethnographische Kulturbilder sind so alt, als das Interesse für die ferne Welt und fremde Menschen rege ist. Früher aber war das Reisen eine Arbeit und mit Fährlichkeiten verbunden, die nur tüchtige, mutige Männer bestanden. Reisefeuilletons giebt es erst, seit Eisenbahnen und Dampfschiffe die Gefahren beseitigt haben, und durch Befiegung der zögernden Langsamkeit schriftstellerndes Reisen zu einem lohnenden Erwerbe geworden ist. Mit Geographie und Kultur läßt sich der also Wallfahrtende nicht näher ein, als seinen etwaigen Kenntnissen bequem ist. Wozu auch, da er die Gegenden eilend durchfliegt, und aus allerlei hilfreichen Büchelchen sich Schaukenntnisse genug im Fluge erwerben kann. Das Reisefeuilleton ist die bequemste der Feuilletonformen und die lässigste. Der unerfahrene Schüler, der zum erstenmale über die Grenzpfähle seines Vaterlandes schaulustig in die Welt hinausfährt, kramt in ihr mit derselben Wichtigkeit seine jungen Erlebnisse aus, wie der vielerfahrene Meister der Entdeckungsreise, den ernste Aufgaben gefahrvolle Wege führen. Das Reisefeuilleton, mit dem sich schon der Student die Kosten seines Ferienausfluges bezahlt macht, das in den thatenlos hinschleichenden Sommermonaten heerzugartig alle Zeitungen aus Bädern, Bergen, Wäldern und Sommerfrischen überzieht, ist der weite Rahmen, in den sich alles fügt, was der Schreiber gesehen und nicht gesehen, gedacht und nicht gedacht, erlebt und erfabelt hat. Es kann in seiner bequemen Weitherzigkeit als der Inbegriff aller möglichen Feuilletonarten gelten. Flüchtige Abenteuer geben ihm mit

leichter Mühe einen novellistischen Anstrich für gefühlvolle Leserinnen; fremde Theater ermächtigen zu beredten Ausschweifungen über einheimische und ausländische Literatur und Bühne; die besuchten Bäder weisen reizende neue Kleider in verschwenderischer Fülle auf; Kunst wächst in der Fremde allerorten wild an der Straße; Natur, die ewig junge und geduldige, läßt sich seit hundert Jahren in alten Entzückungsformeln immer aufs neue beschreiben; Politisches verrät dem begierigen Fremdlinge schon das Pflaster der Straße, Gespräche am Wirtshaus-tische und die unsterblichen Zeitungen belehren ihn auch dort, auf daß er wieder belehre; sein wissenschaftliches Steckenpferd aber reitet der Gebildete des neunzehnten Jahrhunderts in der Fremde so gut wie daheim. Nirgends wird soviel gesündigt wie in diesen Reifeseuilletons: von der unendlichen Reihe der italienischen Fahrten bis zu den seltneren „transatlantischen Reiseskizzen,“ welche Sturmflut selbstgenügsamer Odysseen! Bunt wechseln auch darin die Tendenzen vom harmlos fröhlichen Bericht über irgend ein verstecktes liebliches Erdewinkelchen bis zu den im innersten politischen „Pariser Briefen“ Jungdeutschlands, welche als Mahnruf der Freiheit in Poesie, Malerei, Sitten und Ansitten des „heiligen“ Paris die Herrlichkeit republikanischer Freiheiten priesen.

Das politisch-historische Feuilleton, das in den Händen der „jungdeutschen“ Literaten, die weder Dichter noch Politiker waren, weil sie beides sein wollten, ganz von kosmopolitischen, reformjüdisch republikanischen Zielen geleitet, als stärkste Waffe jener Wortpolitiker den deutschen Michel aus seinem faulen Schlafe aufschreien sollte, ist von seiner Bedeutung herabgestiegen, seit ihm sein tönendes Pathos ausgegangen ist. In den „monarchischen“ Reden der deutschen Fortschrittspartei aber lebt es verstohlen weiter und offenbar in den Spalten der „Frankfurter Zeitung,“ die an das Hohenzollerntum jener Herren nicht glauben will. Die Politik, die damals noch halb versteckt ging, beherrscht jetzt in langen Zeitartikeln und unzähligen Zuschriften den Hauptteil der Zeitungen, das Feuilleton erquickt den ermüdeten Leser meist mit friedlicheren Dingen. Doch sucht die zudringliche Politik den überfütterten europamüden Bürger bisweilen auch dort unten in jenen stillern Spalten auf, wo er dem Wuste der kannegießernden Zeitartikel zu entfliehen hoffte. Die Politik stellt sich hier zu geschichtlichen Gedenktagen und bei der Besprechung neuer Werke ein, die dem lässigen Bürger die Notwendigkeit des Kulturkampfes auch aus der feuilletonistischen Schlummerecke ins Ohr schreien. Die liberalisirenden Tendenzen aber des „jungdeutschen“ Feuilletons sind auf das gesammte neuere jüdische und jüdelnde Zeitungstum übergegangen, das sich neben dem Parlament stolz als Burg des Volkswohles und als Schutzwehr echter Freiheit ausgiebt. Wer die rührige Pffiffigkeit dieser Klasse von Literaten kennt, weiß, wie haushälterisch sie das kleinste Feuilleton im Dienste ihrer Partei auszunutzen verstehen, und begreift, wie das umso sichrer wirkt, je klüger die Absicht unter allerhand Pikanterien versteckt ist. Beim politischen Feuilleton kömte am ehesten der Inhalt über die Form einige Macht

gewinnen, was vom reinen Feuilletoncharakter abseits führen würde; in der That schweifen die politischen Feuilletons am leichtesten zu Leitartikeln oder zu langathmigen, theoretischen Abhandlungen aus, über die der kluge Mann lächelt, der „den Kummel versteht.“ Die ausgelernten Meister vollbringen hier wenigstens scheinbar das Unmögliche, das praktische Ziel mit dem eigentümlichen Effekt der Form zu vereinen.

Als Übergang vom politischen zum literarischen Feuilleton stellt sich das gesellschaftlich-soziale dar, die einzige Art des Feuilletons, in der sittliche Gesichtspunkte sich geltend machen. Und doch sollte hierauf alles beruhen, wenn man die vorgegebene Absicht der Volksbildung im Ernst ausführen wollte. Wir kommen später auf diesen Punkt zurück. Am achtungswürdigsten erscheint diese Art dann, wenn sie ohne Ansprüche auf tiefe Ethik, die dem Wesen des Feuilletons nicht ansteht, gesellige Mißstände aufzeigt, in seelischer Umrisszeichnung allerlei kleine und doch nicht unwichtige Fragen und Rätsel des täglichen inneren und äußeren Lebens hinstellt und ihre Lösung andeutet, wenn sie kleine alltägliche, nicht genug beherzigte Regeln und Wahrheiten in einem anschaulichen Bilde verkörpert. Wenn es dabei bliebe, könnte man dies Feuilleton billig als eine bescheidene, aber dankenswerte Hilfe unsers Volkslebens ansehen. Aber die Verführung liegt dem Feuilletonisten zu nahe. Er sieht zwar, daß sachliche Ausführungen praktischere Erfolge erzielen, daß aber seinem Geschreibsel der ersuchte Beifall fehlt, wenn er die gewohnten Künste in selbstverleugnender Sachlichkeit verschmäht. So beginnt auch hier wieder jenes Kokettiren der Form, welches die Gemüter vom Inhalte auf sich ablenkt. Damit aber ist die lobenswerte Wirkung vernichtet. Wie viel läppiſches Zeug findet man da in den süßen Unterhaltungen, welche die ausplaudernden Literaten mit befreundeten Hausfrauen über Schulüberbürdung, Junggesellenleben, Pensionen, Kindererziehung und Heiratspläne gehabt zu haben vorgeben. Meist ist's kraftlos drüberhinhuschende Allerweltsplauderei, und auch diese noch, gelangweilten Gemütern zu Liebe, „möglichst geistvoll“ zugestutzt. In dieser Art novellistischer Schnitzelchen finden sich alle Hilfsmittel des Effektes beisammen, die das Feuilleton einem einfach empfindenden Gemüte so widerlich machen. Der aus glatter Zartheit und kecker Frivolität so eigen gemischte Duft des Salons teilt sich dem Feuilleton mit, wenn es flüchtige Herzenshäkeleien, Stürme stolzer Eitelkeit in boshaft gespierten Bilderehen vorüberziehen läßt. Von diesen herzigen Dingen verirrt sich dann der allezeit dienstwillige Federheld bisweilen auch nach einem vielbesprochenen Balle zu der Beschreibung der und der „hochsüperben“ Toiletten, welche die und die Schönheiten an jenem Abend zum allgemeinen Entzücken getragen haben; er wird zum Ausrufer des Schneiders.

Einen Übergriff in das schneiderhafte Gebiet der Mode wagt bisweilen auch das literarisch-kritische Kunstfeuilleton; die Wiener Feuilletonspalten hatten sich während des Sarah Bernhardt-Schwindels in förmliche Toilettenverzeichnis-

nisse verwandelt. Im übrigen ist diese Art des Feuilletons der offene Tummelplatz alles Interessanten und Pikanten. Hier ist das Sondergebiet gewisser literarischer Feinschmecker, welche im Kaffeehaus zu Eis oder Mokka die kritische Hinrichtung einer neuen Dichtung mit innerem Wonnen einschlürfen. Das Feld dieses Feuilletons geht, soweit die öffentliche Kunst reicht, nur grabt es nicht so tief, als die Kunst im Leben wurzelt. Die kaufmännisch handelnde Gewinnsucht des modernen Kunsttreibens hat sich hier im Rezensententum der Zeitungen ein Forum geschaffen, das mehr ein Bifferblatt äußeren Beifalls und klingenden Ertrages ist, als daß es ein Zeugnis über den inneren Wert und die künstlerische Bedeutsamkeit des Besprochenen abgäbe. Dem Künstler sind Theater- und Konzertberichte die wirksamsten Hebel der geld- und ruhmhäufenden Reklame, die das ganze literarische und künstlerische Treiben allmächtig beherrscht. Dem Kritiker selbst sind seine Rezensionen wert als das bequemste Mittel, einen bekannten Namen, eine gefürchtete Stellung in der kunstübenden Literatenrepublik sich zu erringen; je „kritischer“ er schneidet, desto höher steigt die achtungsvolle Furcht der „geschnittenen“ oder zu schneidenden. Was aber ein wirklich urteilsfähiges Publikum an derartigen kritischen Äußerungen interessieren sollte, ist schwer abzusehen. Wer mit teilnehmendem Verständnis selbst eine Aufführung genossen, bedarf nicht eines gedruckten Urteils, das meist nur den Niederschlag des Gesamtwahns der Menge wiedergibt. An der unpersönlichen, gleichabwägenden Gerechtigkeit in den Kunsturteilen „unabhängiger“ Blätter zu zweifeln, hat auch der Uneingeweihte zuviel Grund, als daß er in unbefangnem Vertrauen sich aus ihnen über das unterrichten möchte, was er nicht selbst gehört oder gesehen hat. An innerem Werte leiden diese schnellfüßigen Erzeugnisse, deren Hauptbedeutung in ihrem frühzeitigen Erscheinen liegt, so empfindlichen Mangel, daß sie jeden enttäuschen, der wirkliche Belehrung aus ihnen schöpfen will. So bleibt ihnen nichts als die Befriedigung einer müßigen Neugier, die alle vierundzwanzig Stunden des Tages mit Neuigkeiten über Schauspielerinnen und „Premieren“ anfüllt; ferner die Bevormundung Unmündiger, die nach einem billigen Stichwort für literarische Salonunterhaltung bangen; endlich die Regelung des künstlerischen Geldmarktes, was wohl für alle „Beteiligten“ die Hauptsache sein mag. Am ehesten würden noch diejenigen Billigung verdienen, welche einfach Ort und Stunde, Stück und Namen, Aufführung und Aufnahme sachlich ohne eigne Zuthaten anzeigen würden. Freilich würden sie damit aufhören Feuilletonisten zu sein und möchten sich wunderbarlich genug ausnehmen in einer Zeit, wo schon die Buchhändleranzeigen lobposaunende Kritiken sind.

Man scheidet bisweilen zwischen „niedrer“ und „höherer“ literarischer Kritik und möchte die niedere in die Zeitungen und die höhere in die Zeitschriften verweisen. Das geht heute nicht mehr an, wo „erste Essayisten“ ständige Kritiker für Tagesblätter sind, und alle „höhere“ Kritik zum lohnenden Zeitungsfeuilleton herabsteigt. Das Zeitschriftenwesen verbleibt in seiner ganzen Breite fast nur den

Professoren, deren gelehrte kritische Fachschriften mit dem literarischen Zeitungs-  
 markte nichts oder wenig zu thun haben. Den Maßstab zur Scheidung zwischen  
 niedrer und höherer Kritik kann allein der höhere oder geringere Wert der Kritiken  
 abgeben. Dieser ist aber, trotz allen Flimmers, in den literarischen Feuilletons  
 herzlich gering; wirklichen Wert hat nur bisweilen eine gründliche, grundsätzliche  
 Auseinandersetzung, die dann als professorenhaft akademisch bei Seite ge-  
 schoben wird. Für die Unbefangenheit dieser Art von höherer Kritik kann von  
 vornherein der Umstand keine günstige Meinung erwecken, daß die Verfasser  
 Autoren und Kritiker zugleich sind. Ein Angegriffener wehrt sich seiner Haut,  
 wo und wie er kann. Welcher aber unter den heutigen „schaffenden“ Schrift-  
 stellern (von rechts wegen sollte der Name Schriftsteller den Schaffenden allein  
 zukommen) wäre nie und nirgend angegriffen worden? Und er sollte geduldig  
 die Unbilden tragen? nicht auch in seinen Kritiken rechts und links hin Hiebe  
 austheilen?

Um auch nur die Grundlinien der höheren literarischen Kritik des neu-  
 deutschen Parnasses notdürftig zu ziehen, müßten wir auf die „Coterien,“ die  
 sich streitbar auf dem Marke gegenüberstehen, sorgfältiger eingehen, als es  
 der Mühe wert ist. Wen interessiert es zu wissen, warum Herr Speidel in der  
 „Neuen freien Presse“ Herrn Paul Lindau einen „geschickten literarischen Commis  
 voyageur“ nennt, und weshalb Herr Rudolf von Gottschall Gustav Freytag  
 vornehm wohlwollend das Lob eines leidlich geschickten Kleinmalers erteilt?  
 Das eine ist Thatsache, daß der deutschen Literatur aus diesem streitenden Gewirr  
 allezeit fertiger Zeitungsfedern noch keine Förderung erwachsen ist; was sollte  
 auch im Kampfe zwischen lediglich persönlichen Gegensätzen für sachlicher Gewinn  
 sich ergeben? Innerer Wert und künstlerische Kraft ist in Deutschland von  
 altersher bei den Solirten zu finden, die seitab vom Lärm des Tages still  
 schaffen, unbekümmert um Lob und Tadel der wortgewaltigen Zeitungshelden.

An den Unterarten des philosophisch-ästhetischen und des kunstwissenschaft-  
 lichen Feuilletons dürfen wir eilig vorbeischieben: sie fordern zuviel Sammlung,  
 zuviel ernste Arbeit und geordnete Kenntnisse, als daß nicht die flüchtigen Zeitungs-  
 schreiber diese undankbaren Gebiete wirklichen Gelehrten und schriftstellernden  
 Professoren überlassen sollten, die denn auch auf Zeitungspapier wie anderswo  
 erfreulich tüchtiges zu leisten wissen. Drum können solche Aufsätze als Feuilletons  
 nicht gelten, obschon sie in den Feuilletonspalten stehen. Wir wenden uns daher  
 sogleich zu dem naturwissenschaftlichen Feuilleton, auf das sich die Zeitungs-  
 schreiber, gelehrte und ungelehrte, mit dem Feuereifer des Entdeckers geworfen  
 haben. Dies naturwissenschaftliche Feuilleton ist die eigenste Erfindung einer  
 Zeit, die durch flache Popularisirung der Wissenschaften wahre Bildung zu ver-  
 breiten wähnt. Daß man gerade die Naturwissenschaft zum Gegenstande dieser  
 eifrigen Verarbeitung genommen hat, ist leicht erklärlich. Die belehrende Absicht  
 tritt hier stärker hervor, als sonst mit dem Charakter des Feuilletons verträglich

erscheint, denn der angebliche Nutzen müheloser Wissensförderung ist doch der einzige Grund, der dieser Art Daseinsberechtigung geben kann. Aber ich fürchte, um die wirkliche Belehrung steht es da übel. Mühelose Belehrung ist ein Widerspruch in sich selbst: Wissen will in mühsamer Arbeit erworben sein, im Lehrstuhl vom Zeitungsblatte fliegt es nicht an. Die Verirrung, bequem mit dem Morgenkaffee leichte Belehrung einschlürfen zu wollen, ist ganz einer Zeit angemessen, die um der Verbreitung der Wissenschaften willen Physik und Mathematik in die Volksschulen gebracht hat. Wenn derjenige belehrt, der einem andern etwas mitteilt, was jener voraussichtlich noch nicht weiß, so belehrt auch das wissenschaftliche Feuilleton; dann aber belehrt auch die Klatschbabe, die der Nachbarin das neueste Stadtereignis mitteilt. Läßt man dagegen wirkliche Belehrung nur da gelten, wo der Lehrer dem zu belehrenden einen Gegenstand des Wissens mit seinen bedingenden Voraussetzungen, den Gesetzen und Formen seiner Erscheinung und den gewirkten Folgen wirklich zu eigen giebt, so steht es schlimm um die belehrende Würde von aufgestuften Aufsätzchen, die inmitten fremdartiger Gegenstände eingestreut, in flüchtiger Zerstreung ergriffen, zusammenhangslos aufgenommen und eiligst wieder vergessen werden. Der Bildungseifer unsrer Zeit hat sich hier ein Steckenpferdchen zugerichtet, das er um so eifriger tummelt, als ihm die Unfruchtbarkeit solcher Bemühungen von fernher bereits ahnungsvoll aufdämmert. Die Zeit scheint nicht mehr allzusehr zu sein, in der man allgemein erkennen wird, daß nicht die zusammenhangslose Anhäufung verschiedener Wissensgegenstände, sondern die lebendige Beherrschung eines gegliederten Gebietes Bedingung und Kennzeichen wahrer Bildung ist. Bis dahin aber werden die wissenschaftlichen Feuilletonartikel fortblühen zu Nutzen der Halbbildung des selbstgenügsamen Bildungsphilisters. Goethe hat in einem bedenklich „reaktionären“ Ausspruche (Zur Naturwissenschaft) alles zusammengefaßt, was sich über dies Verfahren sagen läßt; es heißt dort: „Das Interesse an den Wissenschaften wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen, erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neueren Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen. Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken; denn alle sind sie eigentlich esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Teilnahme führt zu nichts.“ Was hätte Goethe erst gesagt, wenn er das naturwissenschaftliche Feuilleton erlebt hätte, das nach dem Vorgange gewisser Naturforscher einen aufgewärmten Materialismus in die Massen schleudert! Wie gefährlich solch übereifrige Verbreitung unreifer wissenschaftlicher Hypothesen ist, hat Virchow selbst öffentlich ausgesprochen; freilich ohne dort genügende Beachtung zu finden, wo man sonst in Verehrung seiner wissenschaftlichen Größe erstirbt. Die Wissenschaftlichkeit des Inhalts dieser Feuilletons hoch anzuschlagen, wäre grundfalsch. Sie denken nicht, sondern überliefern gedachtes, sie stellen

nicht selbst Untersuchungen an, sondern bringen die Ergebnisse fremder Forschungen, sie enthalten nicht eigene Arbeit, sondern die Früchte fremden Schaffens. Da sie auf den Beifall einer denksfaulen großen Masse von bequemen Zeitungslesern angewiesen sind, die weder Lust noch Fähigkeit besitzen, einer folgerechten Untersuchung mit Anstrengung zu folgen, so fällt auch hier der geschickten Mache der Löwenanteil zu. Hinter der pikant unterhaltenden Zurichtung verschwindet für den blöden Leser die Bedeutsamkeit des Inhalts, und die Kunst des eigensüchtigen Feuilletonisten ist eitel genug, die Sorge um den Gegenstand dem selbstgenügsamen Schillern der Darstellung nachzusetzen.

Wir haben die einzelnen Arten des Feuilletons in Umrissen zu zeichnen versucht. Dies Bild eingehend auszumalen, kann uns nicht einfallen. Wir begnügen uns mit der Gesamtansicht und geben der Versuchung nicht nach, die hervorragendsten Feuilletonisten, z. B. den Wiener Daniel Spitzer, wohl den bezeichnendsten Vertreter des zweideutig boshaften Wiener Feuilletons, den zweiten Heine, wie seine Verehrer (er hat deren wirklich!) ihn nennen, mit der gleichen Bosheit abzuzeichnen, mit der sie die Opfer ihrer Charakteristik aufzuspießen pflegen. Wir verzichten auch darauf, die verschiedenen Hauptrichtungen der Feuilletonistik, etwa die beiden Gegenfüßler, das Wiener und das Berliner Feuilleton, von denen das erste in der „Neuen freien Presse,“ das zweite im „Berliner Montagsblatt“ sein Hauptquartier hat, im einzelnen vergleichend einander gegenüberzustellen.

## 3.

Jung' und Alte, Groß und Klein,  
Gräßliches Gelichter!  
Niemand will ein Schuster sein,  
Jedermann ein Dichter.

Mit dem eigentlichen Feuilleton, wie es die Spalten der Tagesblätter füllt, sind wir, vorbehaltlich einer spätern Prüfung seines sittlichen Wertes, zu Ende. Es könnte hier genugsam Unheil stiften und thut das reichlich. Damit aber nicht zufrieden, steigt es anspruchsvoll in die wirkliche Literatur hinauf, um auch dort sein Wesen fortzusetzen. Schon in den Zeitungen hat das Feuilleton vor den andern Gebieten voraus, daß es mit dem vollen Namen oder wenigstens mit einem durchsichtigen Pseudonym, einer gewählten „Chiffre“ unterzeichnet wird — der erste Schritt aus der zeitungsmäßigen Namenlosigkeit zu literarischen Ansprüchen. Man kann denn auch ohne Übertreibung behaupten, daß der Einfluß des Feuilletons bereits in allen Gattungen der heutigen Literatur zu spüren ist; die jüngste, kleinste Form beherrscht die ganze Literatur. Es ist das erklärlich zu einer Zeit, in der Schriftsteller, Dichter, Literat und Journalist fast gleichbedeutende Begriffe geworden sind, und es kennzeichnet eine Literatur, die

nur in Kleinigkeiten groß ist. Das vorige Jahrhundert schied noch zwischen Literaten, die sich durch das Zeitungswesen ihr Brot verdienten, und Schriftstellern wie Dichtern, die ihr Dasein sichrer begründeten und dabei Werke schufen, die über die Tagesabsichten hinaus wahrhaft förderten. Ein Mann wie Lessing, der jahrelang allein von den Erträgen seiner Feder lebend, ein unruhiges Literatendasein führte, ist unter den Männern unsrer großen Literatur eine vereinzeltete Erscheinung. Aber auch er suchte andre Hilfsquellen als die unsichern Ertragsaussichten literarischen Erwerbs: bald genug wandte er sich, dieses Treibens müde, vom ungebundenen Literatentume ab und gründete sein Dasein wie sein Familienleben auf seine gelehrten Kenntnisse, die ihm zum Wolfenbüttler Bibliothekariat verhalfen. Jetzt hat sich im Anschluß an die überwuchernde Entwicklung der Presse ein eigener Stand politischer und schöngeistiger Literaten gebildet, die auf der goldnen Unterlage bequemer Zeitungshonorare als Mitglieder der literarischen Republik die deutsche Literatur „machen.“ Sie haben es Goethen bitter verdacht, daß er nicht als berufsmäßiger Dichter in eben dem engen Kreise von Schriftstellerei aufging, in welchem sie sich mit soviel Selbstgefühl und Behagen drehen. Sie haben es ihm noch nicht vergeben, daß er es vorzog, Freund und Minister eines Fürsten zu sein, als, wie sie sagen, „mit allen Kräften danach zu streben, seinem Volke ein großer Dichter zu werden.“ Das heißt, wenn mans übersetzt, daß er es verschmähte, sein ganzes Dasein mit berufsmäßiger Schriftstellerei an- und auszufüllen, wie es zum Beispiel Jean Paul that, der eben darum kein großer Dichter ward, weil er nur Schreibstubenluft atmete. Den warnenden Zuruf des alten Goethe an junge Dichter, daß die Muse das Leben „zwar zu begleiten, aber nicht zu leiten verstehe,“ haben sie nicht begriffen oder begreifen wollen. Die neue Muse vollends, die im Redaktionszimmer waltet, versteht sich noch schlechter als die lyrische, die Goethe an unsrer Stelle meint, auf die „Leitung“ eines Dichterlebens. Umso besser freilich auf die Honorare.

Diese „Personalunion“ zwischen Journalismus und Literatur hat den Journalismus nicht gehoben, die Literatur herabgezogen. Wenn Journalist und Dichter eine Person sind, wird eher der Dichter ein Journalist als der Journalist ein Dichter. Die Dichtkunst wird zum Geschäft, zur „mellenden Kuh.“ Es ist eine betäubende Thatsache, daß selbst die ersten unter den heutigen Autoren ihre neuesten Werke dem Volke in den Spalten der Zeitungen zerstückelt vorsehen. Wenn einige gar sich nicht scheuen, denselben Roman in sechs Blättern zugleich erscheinen zu lassen, so erinnert solch nutzbringendes Verfahren doch zu nahe an das einträglich „arbeitende“ Börsenkapital. Den Ruhm des „gelesensten“ Autors kann man einem solchen Schriftsteller nicht abstreiten; er hinwieder kann billig nicht verlangen, daß man an die nützlich angelegten „Produkte“ des reichenden Geschäftsmannes einen künstlerischen Maßstab lege. Für den Familienvater mag solche Finanzkunst bisweilen eine Notwendigkeit sein, wer aber heißt

ihn denn, sein bürgerliches Dasein auf ein Fach zu gründen, das ihn zu solchen, mit einem zarten literarischen Ehrgefühl unvereinbaren Mitteln zwingt?

Die erste Berührung des Feuilletons mit der Literatur liegt in den zahlreichen Feuilletonsammlungen, die nach den Absichten ihrer Verfasser Bücher darstellen möchten. Sie hoffen ihren für den Tag geschriebenen Blättchen ein längeres Dasein zu fristen, wenn sie die zerstreuten Zettelchen zu wohlbeleibten Bänden aufeinandersehichten. Die heutigen Feuilletonisten folgen darin nur ihren „Klassikern“: Börne war nach seinem eigenen Geständnis „bestimmt zu einem Autor, der Bücher macht, indem er Blättchen auf Blättchen legt“; und Heine, der geniale Lyriker, der mit seiner einzigen Tragödie verunglückte, hat als Poet das umfangreichste in seinen skizzenhaften „Reisebildern“ und den vier losen Feuilletonbänden des „Salon“ gegeben. Aus den Heineschen Bruchstücken sind bei seinen Nachfolgern immer winzigere Stücklein und Stückchen geworden. Ein artiges Feuilleton hat heute nicht mehr als zwölf niedrige Spalten. So geben diese Sammlungen ein wunderliches Mosaik, dessen Steinchen sich nicht einmal zu einem Bilde zusammenfügen.

Es wäre überflüssig, den Unterschied zwischen dem flüchtig andeutenden Feuilleton und dem gewissenhaft erschöpfenden Buche hervorzuheben, wenn nicht heute selbst viele Bücher nach dem bestechenden Feuilletonstile haschten. Gewiß ist es zu bedauern, daß wir Deutschen bei unsrer tiefen Gelehrsamkeit und dem reichen Gedankenschatze die Gabe stilistisch schöner und klarer Darstellung so selten besitzen, aber der willkürliche, springende Feuilletonstil sollte am wenigsten als Heilmittel hiergegen empfohlen werden. Hält die unbeholfene Dunkelheit vieler wertvoller Bücher auch solche ab, die wohl fähig wären, sie in sich aufzunehmen, so würde die feuilletonistische Schreibart zu jener verwerflich flachen Popularisierung führen, welche die Unberufensten am verführerischsten anlockt. Wir müssen hier die oben gegebenen Andeutungen über den Gegensatz von Buch und Feuilleton vervollständigen. Das Feuilleton vereinzelt, zerstückelt und bröckelt in einzelne Prachtstückchen auseinander; das Buch will sammelnd viele Teile zu einem Ganzen fügen. Die geistreichen Spitzen und Gegensätze, in denen sich das Feuilleton bewegt, sind ein zweideutiger, vielleicht gefährlicher Vorzug für ein Buch, das in einheitlich zielbewußter Bewegung große Gedankenmassen zu einem Bau ordnet; jedenfalls sind sie ein entbehrlicher Schmuck, der dem Inhalte wesensungleich ist, mehr blendet als befriedigt. Die Schriftsteller aber, die um des lieben Erfolges willen ihre Büchelchen mit derlei kurzweiligen Säckelchen verbrämen, sollten bedenken, daß ein Ding, welches zwischen Buch und Feuilleton unentschlossen hin- und herschwankt, eine Mißgeburt werden muß. Lessing äußert sich ganz ähnlich an einer Stelle, wo er seinen in Metaphern, Gleichnissen, Bildern mutwillig spielenden Stil verteidigt, aber auch preisgiebt, über den Unterschied des „Dialogisten“ und „Prosaikers“ und sagt: „Ich gebe den meinen (den Stil) aller Welt preis,

und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. . . . Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt, dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter, ebener Tänzer.“ Das Feuilleton hat dies springende, willkürliche des dialogisch-dramatischen Stiles sich längst angeeignet, um seiner Mischung im dramatischen ein lebendiges Element zuzuführen. Lessing, der Dialogist, welcher Dialogist bleibt in allen prosaischen Schriften, hat nie ein Buch geschrieben, auch nie eins schreiben wollen; er hielt sich streng in seinen Grenzen und nannte sogar den „Laokoon“ bescheiden „mehr Kollektaneen zu einem Buche, als ein Buch.“ Er blieb doch immer „Fragmentist,“ wenn auch der größte unter den großen Fragmentisten des mittlern und ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Unsrer jungen Zeitungslessinge aber, die den Namen ihres selbsterkornen Meisters stündlich, meist unnütz, auf den Lippen führen, glauben Bücher zu machen, wenn sie vergilbte Zeitungsblätter zusammenbinden lassen. Der Buchbinder ist es, der das beste dabei thut.

Der Weg vom Feuilleton zum Buche geht über den Essai. Ein wirkliches Buch zu schreiben unterfängt sich der Journalist erst als einer, der aufhören will, Journalist zu sein; meist überläßt er diese schwierige, undankbare Aufgabe solchen, die sich mit langsameren Erfolgen begnügen; aber Essais glaubt jeder schreiben zu können, der einmal eine Sonntagsplauderei verbrochen hat. In seiner bequemen Eigenliebe meint er, jedes Feuilleton wäre an sich schon ein Essai, und jeder wahre Essai müßte ein Feuilleton sein. Verwandeln wir das fremde „Essai“ in den bescheidenen deutschen „Versuch“ und fügen wir den andern Namen hinzu, den solche Werkchen bei gelehrteren Leuten noch heute haben, „Abhandlung,“ so können wir aus den unbestimmten Namen auf die nicht ganz bestimmbare Sache schließen: auf eine kleinere Form, die einen beliebigen Gegenstand versuchsweise abhandelt. Die Grenzen sind dabei so eng oder so weit, als sie der Verfasser sich selbst steckt; über Kürze und Länge entscheidet die Natur des Stoffes, der beliebig ist, selbst die Form wird aus letzterer bedingt, da aus allen Gebieten des menschlichen Wissens sich einzelne Punkte zu gesonderter Betrachtung herausheben lassen. Der Versuch ist die angemessene Form für alle, die auf systematische Vollständigkeit verzichtend, über gewisse Sachen neu gefundene oder geordnete Gedanken mitteilen, die lieber andeuten und hinweisen als erschöpfen. Nicht einmal vollständige Allseitigkeit der Behandlung des einzelnen Gegenstandes verlangt die freie Form des Essais; die Aufschrift schon kann einseitige Beleuchtung von einem Gesichtspunkte

aus ankündigen. Die Grenzen gegen das Buch sind scharf gezogen. In einem Buche verlangt man abgerundete Erschöpfung eines zusammengehörigen Kreises von Erscheinungen; die Abhandlung bricht ab, wo es ihr gefällt, wendet um nach Gutdünken und deutet nur an, was ihr auszuführen nicht beliebt. Lessing kann der erste und größte deutsche „Essayist“ genannt werden; er nannte sich selbst im Laokoon einen „Spaziergänger.“ Das war er, und ein kühner, glücklicher Spaziergänger, der, wohin er schlenderte, neue Wege und Aussichten aufthat. Aber keine derselben hat er so ausgebeutet, wie es ein buchschreibender deutscher Systematiker gethan hätte. Die bequeme Lässigkeit der Form, die unabgegrenzte Freiheit der Bewegung haben zu vielfältigem Mißbrauche geführt. Wie vieles läuft als „Essai“ in der Welt herum, was unter keiner andern Marke anzubringen war. Wir erinnern an Eduard Lasfers dickleibigen Band: „Wege und Ziele der Kulturentwicklung.“ Lasker kann als Vertreter jener aufdringlichen Halbbildung gelten, die längst gesagtes und selbstverständliches in unerträglicher Breite anmaßlich vornehm stilisirt mit halbverarbeitetem Eignen zu einem Ganzen zusammenfließt, das im eigentlichsten Sinne ein „Versuch“ zu heißen verdient, aber ein unglücklicher.

Dem Feuilleton ist es kaum zu verargen, wenn es mit bekannter Bescheidenheit, die Unsicherheit der Grenzen nutzend, sich als „Essai“ aufspielt. Aber die Grenzen, auch gegen das Feuilleton, sind doch vorhanden, wenn sie auch leichtsinnig überschritten werden. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Stellung zum behandelten Gegenstand. Der Abhandlung ist's zunächst und ganz um die Sache zu thun, welche die Gedanken angeregt hat; diese zu entwickeln ist das Bestreben, hinter dem die Gefallsucht der Form verschwindet. Wie wenig das eigentliche Feuilleton solche selbstverleugnende Hingebung kennt, haben wir schon gesehen; es will immer zunächst durch seine Gestalt gefallen, auch wo es die Miene der Belehrung annimmt. Freilich rechnen wir dabei manches, was in den Feuilletonspalten steht, nicht zu dem in diesem Sinne gekennzeichneten Feuilleton. Es könnte gar geschehen, daß der geübte Feuilletonist, wenn er einmal, aus Zeitmangel, übler Stimmung und „künstlerischer“ Abspannung auf seine gewohnten Künste verzichtend, die Sache allein reden ließe, unversehens, ohne es zu wollen, eine kleine Abhandlung schriebe, was ihm in seinem eifrigsten Bemühen nicht gelingen wollte. Den geistreichelnden Plauderton sich fern zu halten, hat aber der Essayist alle Ursache, wenn er in einer Form, die durch ihre Weite zur Willkür verführt, sich von den Artikelchen der literarischen Handlungreisenden und der edeln geistigen Hausirer unterscheiden will.

Aber das Feuilleton, die spitzeste Waffe in einer vom Zeitungswesen beherrschten Literatur, hat auch denjenigen Gattungen, in deren Formen es sich nicht verkleiden kann, seinen Geist aufgeprägt. Es hat, als die denkbar kleinste aller literarischen Formen, auch die großen Formen, dem kleinen künstlerischen Geiste des Jahrhunderts entsprechend, so klein gemacht, daß diese gegen die ent-

sprechenden Formen früherer Zeiten erscheinen wie Muscheln gegen mächtige Segelschiffe. Wir schweigen von den wie üppiges Unkraut wuchernden Novellen; es möchte unbillig sein, die Sünden unbekannter Schmierer, deren Erzeugnisse im Ernst nicht zur Literatur zu rechnen sind, der ganzen Gattung zur Last zu legen, die sich wirklich eigenartig reich entwickelt hat. In der That haben sich unfre guten Novellisten, Heyse, Wilbrandt, Storm, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Jensen, Fontane von den gerügten Zeitungslastern frei gehalten. Über die eigentümliche Erscheinung, die, zwischen Novelle, Roman, Schauer- geschichte und anekdotenhaftem Erlebnis hin- und widerspielend, ein unentbehrlicher Bestandteil der heutigen Feuilletonfütterung geworden ist, wollen wir noch sprechen. Doch können wirs uns nicht versagen, als ein Beispiel für viele, eine sogenannte Novelle, Paul Lindaus neuestes Werk: „Herr und Frau Bewer,“ das bezeichnend binnen kurzem fünf Auflagen erlebt hat, nachdem es in „Nord und Süd“ bereits vielfach genossen ist, als Beispiel jener feuilletonistischen, fein wollenden Novelle anzuführen. Lindau, der in „allen Branchen bewanderte Handlungsreisende,“ hat es fertig gebracht, in diesem Erzeugnis den dürftigen Stoff eines pikanten, sozialgesellschaftlichen Feuilletons nach der Weise des Berliner Montagblattes zu einer langatmigen, seitenreichen, und doch, dank mannichfacher, amüsanter Kunstkniffchen, kurzweiligen Novelle auszuspinnen. Er erläutert die neue Wahrheit, daß zu einer glücklichen Ehe nicht Gleichheit des Standes und der Geburt, sondern Gleichheit der Bildung, der geistigen und sittlichen (?) gehören, an einem Anekdotchen (anders kann mans beim besten Willen nicht nennen) von einem deutschen Millionär aus Sumatra, der sich mitten aus zweideutigem Walhallakuliffentreiben heraus in eine Heirat mit einer Chanfonettensängerin niedern Grades stürzt; natürlich fällt diese „Liebesche“ wegen Bildungsungleichheit unglücklich aus. In einem zierlichen Feuilletonartikel mit kalauernder Bosheit vorgetragen möchte sich das Geschichtchen als komische Möglichkeit leidlich amüsant ausgenommen haben; aber es gefällt Herrn Lindau, dies winzige Problemchen zu einer rührenden Herzengeschichte aufzubauschen und nach allen Regeln feuilletonistischer Kleinkunst mit umständlich kleinlichen Federstrichen auszuzeichnen. Den armen Leser mutet solch aufdringlich aufgetafelte Wichtigkeit an, wie ein zu den Maßverhältnissen der großen Historie hinaufgeschraubtes Genrebildchen; das Krabbeln und Zappeln kleinlicher Regungen, das Lindau für seelische Entwicklung ausgeben möchte, dünkt ihm so spaßhaft kurios wie ein Wassertropfen unter dem Mikroskop; er wird weder kalt noch warm dabei, erlustigt sich auf Kosten des gutmütigen Helden, über dessen thörichte Sentimentalität er sich ärgert, und hält sich im übrigen an die kleinen und großen Kuliffenspäße, die der gefällige Verfasser zur Erholung freigebig bereit hält. Ein Kritiker hat rühmend hervorgehoben, daß Lindau hier sogar Kalauer habe unterdrücken können, wo sie nicht hingehören; aber Kalauer gehören überhaupt nicht in die Novelle. Wem Kalauern so zum

andern Selbst geworden ist, daß man ihm solche Trivialität als rühmliche Enthaltfamkeit anrechnen muß, eignet sich überhaupt nicht zum Novellisten. Er sollte bei seinem Leisten bleiben, von dem er sich entfernt auf die Gefahr hin, die alten Freunde zu verlieren, ohne neue zu gewinnen. Er warte seinem lachbegierigen Kreise mit alten und neuen „Harmlosigkeiten und Rücksichtslosigkeiten“ auf. Durch die für einen boshaften Kritiker staunenswert naive Verkennung der einfachsten Regeln, die sich auf das gegenseitig bedingende Verhältnis von Stoff und Gattung erstrecken, zieht er sich ähnliche Rücksichtslosigkeiten zu.

(Schluß folgt.)



## Eine Theatererinnerung.

Bei Gelegenheit des letzten Grenzbotenartikels über die Meininger.

Als Deutschland im Jahre 1859 dem Andenken Schillers die noch in aller Erinnerung stehende großartige Ovation brachte, befand ich mich als blutjunger Buchhandlungslehrling in S....., das damals noch Grenzstadt gegen Frankreich war. Natürlich hatten auch wir unsern Festzug mit Fahnen, Reden, Emblemen, weißgekleideten Jungfrauen, und es war alles sehr schön. Der Glanzpunkt aber war eine Theatervorstellung, die abends in dem großen Saale eines dicht vor der Stadt gelegenen Bierlokals von statten ging. Eine Anzahl jugendlicher Kunstenthusiasten, vorwiegend Primaner des Gymnasiums, hatten sich verschworen, den fünften Akt des Don Karlos und Wallensteins Lager aufzuführen. Leider fehlte es an Damen, und wenn es auch leicht war, für die Gustel von Blasewitz einen ausgezeichneten Interpreten in der Gestalt meines kurzen, dicken, allezeit lustigen Freundes Emil R. zu finden, so war doch Holland in Not wegen einer Darstellerin der Lilie von Valois, denn die jungen Damen aus den „guten“ Familien des ehrfamen Nestes würden es höchst shoking gefunden haben, öffentlich aufzutreten, während es eine geradezu unlösbare Aufgabe gewesen wäre, einem vielleicht weniger spröden Bürgermädchen ihr „pälzer“ Deutsch abzugewöhnen und sie für das tönende Pathos Schillerscher Samba abzurichten. Doch mit den Mutigen ist das Glück. Der Direktor einer herumziehenden „Schmiere“ half aus der Not. Er lieferte nicht nur eine jugendliche Liebhaberin, welche in knisternder Rosaide mit züchtig geschminkten Wangen in echter Theaterdeklamation das Menschenmögliche leistete, sondern er selbst sprang in die Bresche als — Regisseur für das „Lager.“ An Bühnentechnik